

III.

Deutsche Litteratur der letzten Jahre über vorkantische neuere Philosophie.

Unter Mitwirkung von P. Hensel,

besprochen von

W. Windelband.

I.

Einleitungsweise mögen hier vorerst einige Werke allgemeineren Inhalts ihre Erwähnung finden. Den besten Anspruch darauf hat aus der jüngsten Zeit

FRIEDRICH UEBERWEG's Grundriss der Geschichte der Philosophie.

Dritter Theil, die Neuzeit. Erster Band: Vorkantische und Kantische Philosophie. Achte, mit einem Philosophen- und Litteratoren-Register versehene Auflage bearbeitet und herausgegeben von Max Heinze. Berlin (Mittler und Sohn) 1896. 8°. VIII. 365.

Das Neu-Erscheinen dieser bewährten kritischen Bibliographie wird freudig von Jedem begrüsst werden, der auf dem Gebiete der neueren Philosophie ernstere Studien zu machen hat. Er findet hier die Litteratur, deren er bedarf, in einer bis auf die neueste Zeit geführten Vollständigkeit, für die wichtigeren Schriften eine präzise, in der Mehrzahl der Fälle durchaus zutreffende und objective Charakteristik und einen sichern Hinweis auf die springenden Punkte, um welche sich die gegenwärtige Forschung mit

ihren Controversen bewegt. Es ist ein Beweis für die Ausbreitung und den lebhaften Fortschritt unserer Wissenschaft, wenn diese Litteratur derart angeschwollen ist, dass für die neue Auflage eine Teilung des dritten Bandes in zwei Hälften erforderlich geworden ist, von denen hier die erste, bis zu Kant und den nächsten Kantianern reichende vorliegt, während die zweite, bis auf unsere Tage fortzuführende baldigst erscheinen soll. Diese riesige Bereicherung des Stoffs führt aber der Natur der Sache nach unvermeidlich eine wachsende Gefahr für die Form des Werks mit sich: seine Bedeutung hat sich ja längst aus dem gross gedruckten Text, der ursprünglich ein Compendium und Repetitorium sein sollte, in die Anmerkungen verlegt, und wenn nun in diese mit immer neuer Anhäufung die Ergebnisse der fortschreitenden Forschung auch sachlich hineingearbeitet werden, so kann selbst das grosse Geschick des Herausgebers die Incongruenz nicht vermeiden, welche in steigendem Masse zwischen dem neuen Material und den alten längst unbrauchbar gewordenen Formeln der Paragraphen zu Tage tritt. Mit gerechter Anerkennung z. B. sind an vielen Stellen die lehrreichen Arbeiten W. Dilthey's zur Geistesgeschichte des 15.—17. Jahrh. registriert: aber ihre Bedeutung für die Gesamtauffassung der Genesis der neueren Philosophie kann, ohne dass daraus ein Vorwurf für den Herausgeber entstände, im Rahmen dieses Buchs, wie es nun einmal ist, nicht zur sachlichen Geltung kommen. So leidet z. B. die Darstellung von Hobbes trotz aller Einfügungen und trotz des negativen Anfangs „Nicht sowohl im Anschlusse etc.“ (p. 68) immer noch darunter, dass ihn Ueberweg ursprünglich als den „Bacon befreundeten Politiker“ behandelt, gewürdigt und rubricirt hatte: weder seine wichtige Stellung in der Naturphilosophie, Erkenntnisslehre und Metaphysik, welche von der neueren Forschung erkannt und auch in der Monographie von Tönnies wieder hervorgehoben worden ist, noch seine führende Bedeutung in der Associationspsychologie, noch endlich der entscheidende Einfluss, den das selfish system auf die Moralphilosophie der Aufklärung ausgeübt hat, kommen zu eindringlicher und deutlicher Wirkung. Andererseits ist zu bedauern, dass bei Campanella die Civitas solis noch immer mit ein paar

Worten abgemacht ist, aus denen ihre Bedeutung weder für die staatsphilosophische Bewegung noch für die Entwicklung der Erziehungslehren hervorgeht: dass der „Sonnenstaat“ in letzterer Hinsicht bei Ueberweg-Heinze übergegangen ist, mag wohl hauptsächlich daran schuld sein, dass er auch in den Compendien der Geschichte der Pädagogik noch immer zu fehlen pfllegt.

Derartige Ausstellungen würden sich im Einzelnen vielleicht noch manche machen lassen: sie beeinträchtigen in keiner Weise den Dank, welchen wir dem verdienten Herausgeber für die Sorgfalt und Umsicht der entsagungsvollen Arbeit schulden, womit er unermüdlich den neuen Wein in den alten Schlauch füllt. Aber angesichts der Masse und des Werts der Litteratur, die sich stetig herandrängt, wäre doch zu fragen, ob nicht der Zeitpunkt nahe ist, wo der Herausgeber sich dazu entschliessen sollte, auch den Text einer gründlichen Umgestaltung und dann wohl auch zum Teil Neuordnung zu unterziehen, und wenigstens — wenn das so viel verlangen heisst als fast ein neues Buch zu schreiben — doch aus den Anmerkungen manchen Ballast, der nur noch hinderlich und nicht mehr Hilfe ist, allmählich zu entfernen. So würde sich der Herausgeber das grössere Verdienst erwerben, das so wertvoll und unentbehrlich gewordene Buch noch brauchbarer zu machen.

FRANZ BRENTANO. Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand. Stuttgart (Cotta) 1895. 46 S.

Im lockersten Anschluss an eine Schrift von H. Lorm entwirft dieser populäre Vortrag, dessen Druck einige chronologische Anmerkungen beigelegt sind, eine pragmatische Construction der Geschichte der Philosophie, wonach diese in bisher dreimaligem Ablauf eine Reihenfolge von vier Phasen durchgemacht haben soll. Derartige Versuche, eine allgemeine Formel für den historischen Process zu finden, insbesondere Analogien zwischen der antiken und der modernen Gedankenentwicklung aufzustellen, sind bekanntlich schon viele gemacht worden: keiner so verfehlt und so künstlich wie dieser. Die durch „kulturpsychologische Erwägungen einfachster Art“ leicht begreifliche Reihe dieser Stadien sei folgende: 1) eine aufsteigende Zeit rein theoretischen, in natur-

gemässer Methode erfolgreichen Denkens, 2) ein Verfall durch Vorwiegen praktischer und populärer Bedürfnisse, 3) die Auflösung in Skepsis, 4) eine Reaction, welche zu unnatürlichen, mystischen und genialen Intuitionen ihre Zuflucht nimmt. Wenn dann im Altertum die Entwicklung von den Ioniern bis zu Aristoteles als theoretisch, Stoa und Epikureismus als praktisch, die mittlere Akademie und Pyrrho (sic) als skeptisch, endlich der Neuplatonismus als mystisch charakterisirt werden, so trifft das im Grossen und Ganzen im gewissem Masse zu, — nämlich gerade so weit, wie es die Historiker der Philosophie schon längst gewusst und gesagt haben. Diese freilich pflegen meist zu beachten, dass es auch recht programmwidrige Erscheinungen gegeben hat, dass z. B. die Sophisten so voreilig gewesen sind, etwa ein Jahrhundert vor dem Abschluss der theoretischen Phase schon die praktische und die skeptische Wendung nicht etwa nur zu beginnen, sondern bis an's äusserste Ende zu bringen: daher sie denn auch, ebenso wie Socrates (!), von Brentano mit gebührendem Stillschweigen gewürdigt werden. Doch lassen wir solche Kleinigkeiten und gehen zum Mittelalter. Hier reicht das „naturgemässe“ theoretische Denken bis zu Thomas, dann kommt gleich mit Duns Scotus die praktische Verderbniss, mit den Nominalisten die Skepsis und schliesslich der Sieg der Mystik. Schade nur, dass das „Praktische“ bei Duns darin besteht, dass er die Theologie für eine praktische, die Philosophie dagegen für eine rein theoretische Wissenschaft erklärte (auch soll er mit seinem Stil in der Popularität recht erfolglos gewesen sein) — schade, dass der kritische Störenfried der Scholastik, Abaelard, nicht auf Thomas gewartet hat — schade, dass die Mystik mit den Victorinern mehr als zwei Jahrhunderte zu früh angefangen und ihren Meister Eckart zum Zeit- und Ordensgenossen von Thomas gemacht hat! Indessen auch das soll noch hingehen: aber wie kläglich sieht die neuere Philosophie aus, wenn sie in Brentano's Prokrustesbett gespannt wird! Die theoretische Linie läuft hier bis etwa zu Leibniz, die Praktiker sind die Aufklärer, der Skeptiker ist nach der üblichen oberflächlichen Etiquette Hume, und die Mystiker, — ja, die Mystiker sind die deutschen Philosophen mit Kant an der

Spitze! Hier kommt der Zweck der ganzen Uebung zu Tage, hier werden solche Koseworte abgelagert, wie dass der transcendentale Idealismus „eine widernatürlich kecke Behauptung“ sei. Jedes Wort darüber ist überflüssig: nur muss constatirt werden, dass Br. im Vorwort seine vorzügliche Hochachtung vor der Persönlichkeit der Denker versichert, die er „nicht als wahre Förderer der Philosophie verehren könne“, und dabei anerkennt, dass sich Kant um die Naturforschung ähnliche Verdienste erworben habe, wie Proklos um die Mathematik!! Die gleiche Reverenz wird Hegel erwiesen, von dessen System es im Texte heisst: „es ist gerichtet“. Ueber diesen Satz will ich hier nicht rechten: aber ich muss feststellen, dass im Construirenden der Geschichte der Philosophie Hegel noch allen seinen Epigonen an Geist und zutreffender Kraft der Charakteristik „über“ geblieben ist.

So erscheinen vom Standpunct der „vier Phasen“ aus die Gestalten der Philosophiegeschichte in schiefer Perspective und in verzerrten Verhältnissen. Man würde das entschuldigen, wenn es sich um den Scherz einer müssigen Stunde, einen $\mu\theta\delta\sigma\varsigma$, ein Spiel der historischen Phantasie handelte; aber um dafür genommen zu werden, tritt die Schrift Br.'s zu anspruchsvoll auf. Als Moral aus der Fabel soll sich ergeben, wie die Philosophie nach Brentano ihren vierten Lauf zu beginnen habe: sie soll zurückkehren zu den Quellen des „naturgemässen“ Denkens, zu den reifen Resultaten seiner früheren Phasen. Dass so Aristoteles empfohlen wird, war zu erwarten: bei den andern Gängen hapert es einigermaßen. Mit Thomas ist man nicht mehr ganz gut Freund, und von Leibniz, dem grossen Systematiker weiss Br. nur zu sagen: „Und auch Leibniz tat noch manchen guten psychologischen Blick.“ Trotzdem wird uns zum Schluss ein Blick in's Land der Verheissung gewährt, und bei all den schönen Aussichten glaubt man ordentlich zu hören, wie der Philosophie des Dichters Wort zugeraunt wird: „Ich gratulire dir zum neuen Lebenslauf.“

HARALD HÖFFDING. Geschichte der neueren Philosophie. Eine Darstellung der Geschichte der Philosophie von dem Ende der Renaissance bis zu unsern Tagen. Erster Band. Unter

Mitwirkung des Verfassers aus dem Dänischen ins Deutsche übersetzt von F. Bendixen. Leipzig (Reisland) 1895. XV u. 587 S.

H. Höffding ist in Deutschland durch seine anregenden und gedankenreichen Bücher über Psychologie und Ethik auf das Vortheilhafteste eingeführt; auch auf historischem Gebiete hat er sich durch seine „Einleitung in die englische Philosophie unsrer Zeit“ bekannt gemacht. Mit dem zweibändigen Werke, von dem an dieser Stelle nur der erste Teil zu besprechen ist, rückt er sich unter die Historiker der neueren Philosophie, welche den Anspruch haben, mit Vertrauen und mit Vergnügen gelesen zu werden. Das gilt auch für unser Publicum, nicht nur weil die deutsche Ausgabe, abgesehen von einigen fremdländischen Wendungen („erstiftete Bekanntschaft mit . . .“, p. 424; „Entgegnung“ p. 496 u. A.), eine gute und fließende Sprache besitzt, sondern auch weil der ganze Geist der Behandlung und die Gesamtaufassung des Gegenstandes durchaus der deutschen geschichtlichen Forschung verwandt ist und sich mit deren Ergebnissen völlig vertraut erweist. Für den äusseren Anblick freilich schliesst das Werk mit seiner im besten Sinne populären Darstellung den gelehrten Apparat und namentlich die in sorgfältiger Weise benutzte secundäre Litteratur aus: nur in einigen Anmerkungen sind gelegentliche Hinweise beigefügt, für deren Auswahl das Princip nicht recht zu erkennen ist. Die Entwicklung der einzelnen philosophischen Lehren und der Systeme ist überall präcis und durchsichtig; mit nüchterner Klarheit schliesst sie sich durchweg eng an die Quellen selbst an, und mit gediegenem Verständniss werden die Hauptpunkte herausgehoben: massgebend ist dabei, wie die Einleitung ausführt, sachlich die Rücksicht auf vier Hauptprobleme: das logische (der Erkenntniss), das kosmologische (des Seins, der Substanz und der Causalität), das ethisch-religiöse (der Werte) und das psychologische (des Bewusstseins), und für die historische Behandlung kommen drei Factoren in Betracht: der persönliche, der kultur- und wissenschaftsgeschichtliche, der pragmatische.

Auch die Einteilung des Stoffs ist von einfacher Zweckmässigkeit. Das erste Buch behandelt die Philosophie der Renaissance

in zwei Abschnitten: „die Entdeckung des Menschen“ und „die neue Weltanschauung“. Der nicht leichten Aufgabe, dieser überreich aufwührenden Zeit durch Auswahl und Anordnung in einigermaßen neuer Weise gerecht zu werden, zeigt sich der Verf. im Ganzen gewachsen: etwas verkürzt erscheint nur der sociale Factor. Morus' Utopia wird wie Bacon's Atlantis nur mit Einem Wort gelegentlich bei Campanella erwähnt. Andererseits dürfte die philosophische Bedeutung von Althus doch etwas überschätzt sein. Das Hauptinteresse fällt auf Bruno, der eine liebevolle Darstellung findet: darin sind Tocco's Untersuchungen für die drei Entwicklungsphasen, die (neu-) platonische, pantheistische und atomistische, erfolgreich benutzt. — Das zweite Buch schildert „die neue Wissenschaft“ h. e. Naturwissenschaft: es steigt von Lionardo durch Kepler zu Galilei auf und stellt dann Bacon an die Seite: bei der Behandlung des letzteren ist die Hervorhebung der ihm selbst durchaus bewussten Beziehung zu Platon bemerkenswert, welche in den schon von Sigwart aufgedeckten „formalistischen“ Voraussetzungen der Inductionstheorie mit Recht nachgewiesen wird.

Im dritten Buch werden „die grossen Systeme“ entwickelt. Den Anfang macht Descartes: in der Auffassung seiner Erkenntnistheorie ist der Verf. wohl zu sehr von der criticistischen Umdeutung neuerer Schriftsteller beeinflusst. Der folgende Paragraph fasst unter dem Namen des „Cartesianismus“ ausser den etwas obenhin behandelten Occasionalisten die *dei minorum gentium* des 17. Jahrhunderts zusammen: bei dieser weiten Fassung hätte wol ebenso gut wie Huet und Bayle, auch noch Gassendi darin Unterkunft gefunden, dem durch einen eignen Paragraphen in dieser Reihe doch etwas zu viel Ehre geschieht. Hervorzuheben ist die vortreffliche Darstellung von Hobbes, welche dem heutigen Stande der Forschung durchaus entspricht: ich begrüsse die Bedeutung, welche Höffding für Galilei und für Hobbes in Anspruch nimmt, um so lebhafter, als ich darin die Stellung ausführlicher begründet finde, welche ich beiden Denkern in meiner „Geschichte der Philosophie“ (gegenüber der traditionellen, früher auch von mir adoptirten Darstellung) vindicirt habe. Auch darin ist Höffding mit mir einig, dass der Kernpunkt für den Zusammenhang der

rationalistischen Philosophie mit der Naturforschung in dem Postulat der Einfachheit der Natur, in dem Aufsuchen der einfachen Elemente der Wirklichkeit besteht. Bei Spinoza's Entwicklungsgang ist noch an der Phase einer Einwirkung Bruno's festgehalten: dies wird nach den neusten Untersuchungen von Freudenthal zu revidiren sein. Bei der Darstellung des Systems findet sich einer der wenigen Punkte, an denen directer Widerspruch nötig ist. Die an sich durchaus richtige Ablehnung der subjectivistischen Auffassung von Spinoza's Attributenlehre darf nicht, wie es p. 346 geschieht, durch Berufung auf Spinoza's Definition des Attributs begründet werden, da es bekanntlich die grammatische Zweideutigkeit gerade dieser Definition (*tamquam . . . constituens*) ist, durch welche die von Hegel und J. E. Erdmann hervorgerufene Controverse möglich wurde. Am wenigsten glücklich scheint mir Höfding in der Reproduction der Leibniz'schen Lehre: ich glaube, dass es an der Anordnung liegt, wenn hier die grossen Linien des Systems nicht mit der Klarheit und Deutlichkeit heraustreten, die er sonst fast überall erreicht. — Die „englische Erfahrungsphilosophie“ bildet den Gegenstand des vierten Buches, das von Locke bis zu Hume und den Schotten führt. Hier ist namentlich Berkeley sehr gut dargestellt, die Bedeutung des Willens in seiner Lehre vom Geiste glücklich hervorgehoben. Bei Shaftesbury scheint die Auffassung der Persönlichkeit etwas zu versagen, unter den Moralisten ist Paley zu vermissen. — Im fünften Buche, dessen Gegenstand „die französische Aufklärung“ ist, darf die Behandlung Rousseau's als besonders gelungen gelten: insbesondere ist richtig erkannt, dass R.'s Ideal nicht der erste Naturzustand, sondern vielmehr der Zustand des Uebergangs von diesem zur Civilisation ist, und ebenso, dass es ihm nicht einmal eingefallen ist, den Menschen auf diesen zurückschrauben zu wollen, geschweige denn auf den Naturzustand selbst. Hinsichtlich des Verhältnisses vom *Contrat social* zur Erklärung der Menschenrechte widerspricht des Verf. Darstellung nicht den Ergebnissen der Untersuchung von Jellinek.

Mit Rousseau schliesst der erste Band. In dem jüngst erschienenen zweiten Bande knüpft sich daran noch, bevor die Dar-

stellung zu Kant übergeht, im sechsten Buch eine kurze Uebersicht über die deutsche Aufklärungsphilosophie, aus der, da Wolff etwas unverdientermassen schon bei den „grossen Systemen“ erwähnt ist, nur noch Lessing in einem eignen Paragraphen herausgehoben wird.

Im Besonderen hat zunächst P. Hensel die Güte gehabt den Bericht über die englische und französische Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts zu übernehmen, dessen erster Teil, die Engländer befassend, unter Vorausnahme wiederum einiger allgemeinerer Darstellungen folgt.

R. FALCKENBERG. Geschichte der neuern Philosophie. 2. verbesserte u. vermehrte Auflage. Leipzig 1892. 350 S.

Die Charakteristik der Vorzüge des vorliegenden Werkes hat Erdmann in diesem Archiv Band I in ausführlicher Weise gegeben. Es bleibt Ref. nur die erfreuliche Pflicht zu konstatieren, dass diese zweite vermehrte Auflage fast in allen Stücken auch wirklich eine verbesserte ist. Ein grosser Teil der von Erdmann zur Aenderung gemachten Vorschläge ist berücksichtigt und in feinsinniger Weise in das gegebene Gefüge hineingearbeitet worden. Dass von einer ausführlicheren Berücksichtigung Meister Eckhart's Abstand genommen ist, möge als eine Erinnerung für die dritte Auflage hier wiederholt werden. Eine weitere Empfehlung ist bei der gesicherten Stellung, die sich das Buch durch eignen Wert errungen hat, wohl überflüssig.

EDUARD GRIMM. Zur Geschichte des Erkenntnissproblems. Von Bacon zu Hume. Leipzig 1890. XII. 596 S.

Eine musterhaft klare Darstellung dieser grossen Zeit der englischen Philosophie. Die einzelnen Denkmotive treten mit Schärfe hervor, die Ansatzpunkte der neuen Entwicklung finden besondere Berücksichtigung, auf die Modifikationen der Ansichten innerhalb der Entwicklung der Philosophen selber wird nicht nur bei Hume sondern auch bei Locke aufmerksam gemacht. Dass Hume mit seinen Ansichten über Mathematik, wie sie in dem

„Essay“ vorliegen, noch nicht sein letztes Wort gesprochen hatte, geht aus Seite 383 hervor. Hätte er dies gethan, so würden wir wohl im Stande sein, die unglückliche Stellung der Mathematik im „Essay“ von der Beurteilung Hume's gänzlich auszuschalten, und auch die Frage nach Hume's Skepticismus würde durch diesen verfehlten Versuch nicht so gestellt werden, wie das zum Teil im vorliegenden Buch der Fall ist. Für Ref. ist auch nach den Ausführungen Grimm's das von Riehl „Philosophischer Criticismus“ I Kap. 2 § 1 Gesagte nicht widerlegt worden. Die Skepsis ist nicht das Endergebniss der Untersuchungen Hume's sondern seine Waffe im Kampf gegen den Dogmatismus. Ihre stärkere Betonung im „Treatise“ ist durch den „Essay“ auf das richtige Maass zurückgeführt. Die Neigung, Veränderungen der Ansichten bei den von ihm behandelten Denkern aufzudecken, hat Grimm dazu geführt, bei Berkeley im *Siris* eine besondere Entwicklungsstufe annehmen zu lassen. Es ist zuzugeben, dass in dieser merkwürdigen Schrift, deren nächster Zweck bekanntlich die Anpreisung eines neuen Heilmittels war, einzelne Sätze sich finden, die sich mit dem Gedankeninhalt seiner Hauptschriften schwer vereinigen lassen. Aus ihnen aber auf eine wesentliche Veränderung der Ansichten Berkeley's zu schliessen, verbietet ihr fragmentarischer Charakter und der Umstand, dass sie sich meistens in der Auseinandersetzung mit frühern Philosophien befinden. Gänzlich verfehlt scheint Ref. der Versuch, Hobbes als ein positives Element in die Entwicklungsreihe der englischen Philosophie von Bacon bis Hume einstellen zu wollen. Weder kann von einer irgend wie erheblichen Beeinflussung Hobbes' durch Bacon die Rede sein — er gehört vielmehr in theoretischer Hinsicht durchaus in die Entwicklungsreihe der französischen Philosophie, noch auch ist bei Locke ein Einfluss Hobbes', der über gelegentliche Polemik gegen Hobbes herausginge, zu erkennen. Der Rationalismus Locke's war kein mathematischer Rationalismus wie bei Hobbes; sein Sensualismus stammt durchaus von Bacon.

H. NATGE. Ueber Francis Bacon's Formenlehre. Leipzig 1891.

82 S.

In engem Anschluss an Heussler's vorzügliches Buch wird die Doppelseitigkeit der Formenlehre Bacon's einer erneuten Betrachtung mit vollständiger Berücksichtigung des Materials unterzogen. In dieser Doppelseitigkeit finden wir ein getreues Abbild der Stellung Bacon's an der Grenzscheide zweier grosser Epochen der Philosophie. Während die Form als Gesetz den modernen Begriff des Naturgesetzes anticiptiert, (so weit dies bei Bacon's Abneigung gegen die Mathematik möglich ist), während hier die Auflösung der Dingbegriffe in Relationsbegriffe als letzte Forderung erscheint, steht Bacon mit der Lehre von der Form als Begriff oder Wesen der Dinge noch durchweg auf platonischem oder vielmehr auf aristotelischem Standpunkt. Denn der Gedanke ist nicht abzuweisen, dass sich Bacon nur deshalb auf Plato und nicht auf Aristoteles beruft, weil Aristoteles so sehr mit der Scholastik identifiziert worden war, dass eine Berufung auf ihn nur zu Missverständnissen führen konnte. Wenn aber Bacon lediglich die Transcendenz der Ideen bei Plato tadelt, so ist er in diesem Teil seines Systems von Aristoteles nicht wesentlich unterschieden. Es ist merkwürdig zu sehn, wie das specifisch Neue der baconischen Philosophie, seine Methode der Induktion, im besten Fall nur zu dem rückwärts schauenden Teil seiner Formenlehre, der Auffindung des Systems der Art- und Gattungsbegriffe führen konnte, für den vorwärts Schauenden dagegen notwendig wirkungslos bleiben musste. Es wird daher erklärlich, dass mit immer stärkerer Betonung der Methode Bacon's in der Folgezeit seine systematische „höhere Physik und niedere Metaphysik“ in den Hintergrund treten musste.

K. LENTZNER. Zur Shakespeare-Bacon-Theorie. Halle 1890. 48 S.

RAEDER. Ueber die behauptete Identität der Metaphern und Gleichnisse in Bacon's und Shakespeare's Werken. (Programm Grünberg 1891) 26 S.

Zwei sorgfältige Arbeiten auf ein undankbares Thema verwendet. Lentzner ist namentlich glücklich in seiner Gegenüberstellung der von Bacon herrührenden Gedichte mit den Shakespeare's-

schen Sonnetten und dem Nachweis ihrer gänzlichen ästhetischen Verschiedenheit.

Raeder wendet sich mit ausserordentlich sorgfältig zusammengestelltem Material gegen die angebliche Verwendung der Promus-Phrasen Bacon's bei Shakespeare, wie sie von Mrs. Pott nach vorhergegangener Lektüre von 6000 Bänden eben als nur bei Shakespeare sich findend behauptet worden war. Raeder weist namentlich in Lyly's Euphues eine mindestens ebenso starke „Benutzung“ des Promus, andererseits die völlige Verschiedenheit vieler der aus Shakespeare angezogenen Stellen mit dem Promus nach.

Wenn Alexander Schmidt die ganze Shakespeare-Bacon-Hypothese für eine Geisteskrankheit erklärte, so hat Kuno Fischer in seinem Shakespeare-Vortrag die Geschichte dieser Krankheit so geistvoll und zutreffend geschrieben, dass wohl nur die Unüberzeugbaren unüberzeugt geblieben sind.

FRANZ BACON VON VERULAM. Neu Atlantis. Erste deutsche Uebersetzung von R. Walden. Berlin 1890. 63 S.

Dem Versuch Walden's im dritten Heft seiner „Beiträge zur Vorgeschichte der Freimauerei“ einen Zusammenhang zwischen dem Orden und der Nova-Atlantis herzustellen, verdanken wir diese, so weit ich nachgeprüft habe, treue Uebersetzung der baconischen Utopie. Dankenswert ist der Nachweis in dem Vorwort, dass die Nova-Atlantis in den Salomonsinseln lokalisiert gedacht werden muss und dass Bacon den Bericht des Entdeckers dieser Inselgruppen Hernando Gallego, welcher im Jahre 1613 publiciert worden war, aller Wahrscheinlichkeit nach bei seiner Arbeit benutzt hat.

CONFESSIO FIDEI FRANCISCI BACONIS — anglico sermone — conscripta; cum versione latina a Guilelmo Rawley — nunc denuo typis excusa Halis Saxonum. 1896. 31 S.

Die Veranlassung zu dieser neuen Ausgabe lässt sich schwer einsehn, da die in Deutschland wohl verbreitetste Ausgabe der Werke Bacon's, (London 1871), den englischen Text giebt; ebenso

die grosse Ausgabe von Spedding und Ellis. Die lateinische Uebersetzung ist durchweg treu, bietet aber, als nicht von Bacon herrührend, wenig Interesse. Die Vorrede besteht aus wenig mehr als aus einigen Citaten aus Spedding, Rémusat und Emery. Das Erstaunen Emery's, dass sich in diesem protestantischen Glaubensbekenntnis nichts findet, das ein katholischer Theologe nicht unterschreiben könnte, wird niemand teilen, der weiss, wie nahe dem vorsichtigen Geist Bacon's der Gedanke an die Möglichkeit einer katholischen Restauration stets gewesen ist.

TÖNNIES. HOBBS' Leben und Lehre. Stuttgart 1896. XIII und 232 S. [Frommann's Klassiker der Philosophie herausgegeben von Falckenberg Band II].

Dass der beste Kenner der Hobbes'schen Philosophie die Darstellung Hobbes' übernehmen würde, erregte beim Erscheinen des Prospectes die grössten Erwartungen und diese sind durch das vorliegende Buch nicht getäuscht worden. Es ist ein durchaus auf gründlichsten Studien beruhende Darstellung des Lebens wie der Lehre von Hobbes, als Mensch wie als Denker lernen wir ihn mehr verstehen als es früher möglich war. Mit feiner Oekonomie hat sich Vf. in der Darstellung der bekannteren Teile des h. Systems — der Lehre vom Naturrecht und Gesellschaftsvertrag — auf das Unerlässliche beschränkt. Hier war nach Robertson's Buch nur noch eine Nachlese möglich — dagegen ist der systematische Unterbau dieser Lehre, namentlich die Anthropologie, ausführlich behandelt und die Lehrsätze, die Hobbes auf diesem Gebiet aufgestellt hat, werden als letzte Folgerungen seiner allgemeinen mechanischen Theorien entwickelt. Tönnies ist sich wohl bewusst hierin den umgekehrten Weg einzuschlagen, den Hobbes selber gegangen ist, indem dieser S. 13 „die Principien des Rechts unerschütterlich darstellen wollte“ „und so kam er auf den Willen und dessen Ursachen, die Empfindungen, er kam auf das Problem der Wahrnehmung, das ihn dann zur Mathematik führte und immer tiefer in das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften“. Erst dieser systematische Zusammenhang der menschlichen Institutionen mit der gesamten Naturerkenntnis seiner Zeit giebt dem System den

Charakter grossartiger Geschlossenheit, dem sich noch nie ein Leser hat entziehen können. Was die Darstellung des Lebens H.'s anbetrifft, so möchte ich namentlich auf die Schilderung der Vorgänge hinweisen, die den Philosophen von St. Germain nach England zurücktrieben und den daran geknüpften Nachweis, dass Hobbes zu keiner Zeit seines Lebens der überzeugte Royalist gewesen, als welcher er noch häufig angesehen wird. Die bestehende Regierung hatte stets als schutzverleihend seine Sympathien für sich und es ist merkwürdig wie auf diesem Punkte die theologischen Anhänger der Nonresistance (Filmer) mit ihrem erbitterten Gegner zusammentrafen.

Die Darstellung der Lehre H.'s wird durch eine orientirende Uebersicht über den Typus der Philosophie des Mittelalters und damit des Aristotelismus eingeleitet. Dass es in letzter Linie immer anthropomorphe Gesichtspunkte waren, dass in Folge dessen dieses System viel mehr mit den Forderungen des „gesunden Menschenverstandes“ übereinstimmte, zeigt Vf. in eingehender Darlegung und missverständliche Wendungen auf „die Mysterien der Trinität — liessen sich wohl nur probabel machen“ [sie gehörten bis Thomas v. Aquin durchaus zur demonstablen Theologie] und Aristoteles „galt bald christlichen Denkern als so infallibel auf dem Gebiet des Wissens wie der Papst auf dem des Glaubens“ [wobei der Irrtum entstehen kann, als sei die Infallibilität des Papstes schon damals Lehrmeinung gewesen] können das richtige Gesamtbild nicht stören.

Ein sehr hübscher Gedanke ist es, die neue Mechanik in ihrem Sieg über die aristotelische als den Sieg der gradlinigen über die Kreisbewegung darzustellen und die Wiederholung dieses typischen Vorgangs auf allen Wissensgebieten zu zeigen. Als Resultat dieser Uebersicht erscheint das Denken Hobbes im genauesten Anschluss an Galilei, weit abgerückt von Bacon wie von den Aristotelikern. Dass seine Philosophie „in erster Linie Naturwissenschaft“ war (S. 47), ist ebenso vollständig zuzugeben, wie der Angriff, den Vf. bei dieser Gelegenheit gegen die „Geschichte“ der Philosophie richtet, dass sie dieses Factum nicht genügend berücksichtige und dadurch „die historische Bedeutung mehrerer Denker entstelle“ als nur mangelhaft legitimirt bezeichnet werden muss. Grade die

Würdigung der mathematisch-mechanischen Methode bei der Darstellung der Philosophie des 17. Jahrhunderts ist in den mir bekannten neueren „Geschichten“ der Philosophie ein gemeinsamer, vielleicht der gemeinsame Punkt. Diese Polemik gegen die Historiker der Philosophie tritt noch an anderer Stelle hervor, nämlich bei der Darstellung des Verhältnisses Spinozas zu Hobbes. Wenn (S. 125) Vf. es bedauert, dass „dieser freiere Denker“ (Spinoza) „von einer irrthümlichen Geschichtsauffassung noch heute als Schüler des Descartes“ dargestellt wird, wenn er S. 160 darauf hinweist, dass das Denken Hobbes' „wenn auch fern von der genialen Conception“ (Spinoza's über die beiden Causalreihen) „doch in derselben Richtung liegt und als Vorbereitung dieser höheren Anschauung verstanden werden muss,“ so scheint es fast, als ob hier eine neue Construction des Ideenzusammenhanges (wie z. B. S. 159 Hobbes Spinoza Leibnitz etc.) eingeleitet werden soll. Ob dies bei dem fast vollständigen Schweigen des Spinoza über Hobbes, bei seinen fortwährendem Anknüpfen an Descartes begründeter wäre, als die übliche Entwicklung des Denkens Spinoza's aus den durch Cartesius gestellten Problemen, möchte zweifelhaft sein. Auch ist es mir nicht deutlich, wer „die Ungewissheit der Sinne noch täglich für die eigentliche Entdeckung der Kantischen Vernunftkritik ausgiebt“. (S. 189.) In der Verurteilung einer derartigen Darstellung bin ich natürlich mit dem Vf. ganz einig.

Aber diese kleinen Ausstellungen sollen uns nicht die Anerkennung des vielen Gelungenen in dem Buche beeinträchtigen. Dahin gehört vor Allem die Auseinandersetzung mit den mechanischen Anschauungen Descartes'. Es ist mit äusserster Sorgfalt dargestellt, wie namentlich in dem Begriff der Bewegung Descartes doch noch mit einem Fuss im Lager der Aristoteliker steht, wie erst Hobbes hier die Ansichten Galileï's nach allen Seiten ausgebildet und vertreten hat. Die Geringschätzung, die Hobbes häufig in seinen Briefen Descartes gegenüber zur Schau trägt, beruht einerseits auf dem Mangel an Verständniss für das eigentlich erkenntnisstheoretische Problem bei Descartes, wie auf der berechtigten Ueberzeugung, in der consequenten Durchführung des Mechanismus seinem grossen Zeitgenossen überlegen zu sein.

Ebenso dankenswerth ist die ausführliche Wiedergabe der Controverse Hobbes' mit Bischof Bramhall über die Willensfreiheit. [S. 160—177.] Die Polemik hat in jeder Zeit ihre eigentümlichen Winkelzüge. Einer systematischen Darstellung aus dem 17. Jahrhundert folgen wir ohne Mühe, die polemischen Schriften sind unendlich schwieriger. An dem Verhältniss der Meditationen Descartes' zu den Objectionen und Responsionen lässt sich diese Schwierigkeit am leichtesten aufzeigen. In der Darstellung der Bramhall-Controverse hat der Vf. diese Schwierigkeit auf das Glücklichsste beseitigt. Die einzelnen Beweisgänge und Argumente sind so herausgearbeitet und ins Reine gebracht, dass ein höchst klares Bild von der Denkweise der Gegner Hobbes' wie von der überlegenen kühlen Ruhe entsteht, mit der der Philosoph ihnen zu begegnen gewöhnt war. Ebenso fein ist die Kritik des Hobbes'schen Standpunkts des Determinismus, die Vf. folgen lässt und die freilich der Bischof als einen erwünschten Bundesgenossen kaum begrüsst haben dürfte.

Zum Schluss möchte ich noch auf die Darstellung der Polemik Hobbes' gegen den leeren Raum und die damit zusammenhängende Annahme einer continuirlichen Raumerfüllung hinweisen, die Hobbes auf ganz andern Wegen zeigt, als denen des gewöhnlichen Atomismus. Wenn auch nach Lasswitz' trefflicher Darstellung hier principiell Neues nicht mehr gegeben werden konnte, so ist doch der Zusammenhang mit dem Ganzen des Systems hier durchsichtiger gemacht, die Notwendigkeit dieser Auffassung für Hobbes tritt klarer hervor.

MESSER. Das Verhältnis von Sittengesetz und Staatsgesetz bei Thomas Hobbes. Dissertation. Giessen 1893. 32 S.

Es ist zu bedauern, dass die „*Elements of law*“ ebenso wie der „*Behemoth*“, (letzterer ist überhaupt sehr wenig benutzt), nur in der unvollständigen Ausgabe von Molesworth, nicht in der vorzüglichen von Tönnies dem Verfasser vorgelegen haben. Er hätte namentlich für die schwierige Stellung des Staatsoberhauptes zum Naturgesetz Wichtiges daraus entnehmen können. Im ganzen ist der Zwiespalt, der in dem Begriff des Naturgesetzes bei Hobbes

liegt, gut hervorgehoben; ebenso auch der Grund dafür erkannt, dass das Naturgesetz einerseits als Grundlage für das Staatsgesetz zu dienen hat und andererseits, dass das Staatsgesetz als unbedingt gültig auch dann gelten muss (die bekannten Ausnahmen abgerechnet), wenn es dem Naturgesetz widerspricht. Auch der Hinweis darauf, dass Hobbes diesen Zwiespalt durch das Recht der Interpretation des Naturgesetzes, welches gleichfalls dem Souverain zusteht, überbrückt hat, ist dankenswert.

VON HERTLING. John Locke und die Schule von Cambridge. 1892. VII und 319 S).

Gegenüber den üblichen Darstellungen, die Locke zu einem konsequenten Sensualisten machen wollen, betont dies Buch den rationalistischen Zug, der sich durch das ganze System L.'s hindurchzieht und namentlich in der Behandlung der Mathematik und der rationalen Theologie klar zu Tage tritt. Während die Quellen für L.'s Sensualismus hinreichend bekannt sind, war für die Ableitung des rationalistischen Elements vieles zu wünschen. Diesem Mangel hilft das vorliegende Buch in erfreulichster Weise ab. Dass L. in allen seinen Darstellungen sich stark von der Schule von Cambridge beeinflusst zeigt, wird in einer vorzüglichen Uebersicht über die Hauptvertreter derselben — namentlich auf Glanvill's Bedeutung fällt ein helles Licht — überzeugend nachgewiesen. Auch dass L.'s ethische Ansichten sich an die der Schule von Cambridge anlehnen und daher mittelbar aus der Opposition gegen Hobbes hervorgehen, unter deren Zeichen die ganze philosophische Bewegung Englands stand, wird einleuchten. Nicht befriedigend, wie der Autor selber zugiebt, ist der Erfolg gewesen, die Vertreter der angeborenen Ideen, gegen die Locke seine berühmte Polemik führt, festzustellen. Geil wollte sie in der Schule von Cambridge suchen und hat jedenfalls gezeigt, dass Cartesius und die Cartesianer nicht von der Polemik Locke's getroffen werden. Hertling sucht, ohne den negativen Teil des Nachweises bei Geil aufheben zu wollen, den positiven zu widerlegen, was meines Erachtens für More (Präexistenz der Seele), nicht ganz gelungen ist. Der Ausweg, zu dem Hertling gelangt,

dass es damals in der That keinen bedeutenden literarischen Vertreter der angeborenen Ideen gegeben habe, dass aber durch den grossen Einfluss der Schule von Cambridge die Anklänge zu einer solchen Lehre im damaligen gebildeten England weit verbreitet und weiter ausgesponnen seien, scheint nicht sehr glücklich. Ebenso wenig hat der Verfasser vermocht, die beiden verschiedenen Tendenzen in Locke's Denken über eine blos subjektive Synthese im Geiste Locke's hinaus als vereinbar darzustellen. Die Fortentwicklung des englischen Denkens wusste wohl was sie that, als sie den sensualistischen Faktor bei Locke stärker ausbildete und betonte und die Spitze seiner eignen Argumentation gegen den bei ihm selbst noch vorhandenen Rationalismus kehrte.

R. BÖHME. Die Grundlagen des berkeley'schen Immaterialismus (Erlanger Dissertation) 1892. 47 S.

Für die Geschichte der Philosophie ergibt vorliegende Arbeit nichts Neues. Die Kritik, die überwiegend auf Berkeley's Theorie des Sehens eingeht, sucht zu zeigen, dass die konsequente Ausbildung der Gedanken Berkeley's zum Solipsismus führen müsse, und dass die moderne Naturwissenschaft mit dem Nachweis eines Weltzustandes ohne die Existenz empfindender Wesen den Berkeley'schen Phänomenalismus endgültig widerlegt habe.

D. HUME. Eine Untersuchung über den menschlichen Verstand. Deutsch von C. Nathansohn. Leipzig 1893. 222 S.

Der Wunsch nach einer zuverlässigen Uebersetzung von Hume's „Enquiry“, den Erdmann in diesem Archiv 1891 anlässlich der gänzlich ungenügenden von Kirchmann'schen Uebersetzung aussprach, ist durch die vorliegende unter Leitung von Schmidkunz in München entstandene Uebersetzung im vollsten Maasse erfüllt. Die Terminologie hat besondere Beachtung gefunden und ist meistens zugleich sinngemäss und zwanglos wiedergegeben; (eine Ausnahme bildet vielleicht die Uebersetzung von „to imitate“ durch das nicht überall in Deutschland verständliche „nachgeraten“). Namentlich für seminaristische Behandlung Hume's eignet sich dies Büchlein im hohen Grade.

Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Herausgegeben von B. Erdmann.

I. RICHTER. David Humes Causalitätstheorie und ihre Bedeutung für die Begründung der Theorie der Induction. Halle 1893. 50 S.

VII. BREDE. Der Unterschied der Lehren Humes im Treatise und im (sic!) Inquiry. Halle 1896. 50 S.

I. Die erste der beiden Abhandlungen hält sich im engsten Anschluss zu der Recension Erdmann's über Koenig's „Entwicklung des Kausalproblems“ in dieser Zeitschrift (Bd. III), sowie zu dessen Logik. Sie zerfällt somit, wie schon der Titel anzeigt, in einen philosophisch-historischen und in einen systematischen Teil.

Leider ist diese Doppelseitigkeit nicht frei von störenden Folgen für die Darstellung geblieben; wenn z. B. auf Seite 12 Hume die Unterscheidung zwischen den eigentlichen Wahrnehmungsurteilen und den Erfahrungsurteilen zugeschrieben wird, so lässt es sich garnicht vermeiden, dass bei dem Leser kantische Reminiscenzen störend mitklingen. Und wenn auf derselben Seite dargethan wird, dass die Erfahrungsurteile auf Schlüssen beruhen, die über die unmittelbare Erfahrung hinausführen, so zeigt es sich, dass für den Verfasser selber die Einführung dieser Terminologie in Hume störende Folgen gehabt hat. In der historischen Darlegung wäre eine schärfere Sonderung des „Treatise“ und der „Inquiry“ wünschenswert gewesen, indess kommt das Hauptresultat die „vollständige Vermengung der beiden Probleme, des metaphysischen Kausalproblems und des logischen Induktionsproblems“ bei Hume zu richtigem Ausdruck. Für die Beurteilung des zweiten Teils kann hier von einem Eingehen auf die verschiedene Auffassung der Induktion in Sigwart's und Erdmann's Logik um so mehr Abstand genommen werden, als es dem Verfasser m. E. nicht gelungen ist, eine wesentliche Förderung der Theorie der Induktion durch Hume nachzuweisen. Gibt er doch selber Seite 45 zu, dass es sich „für Hume nicht im Entferntesten um eine logische Verwertung der Kausalbeziehung oder gar des Kausalgesetzes gehandelt hat“. Eine wissenschaftliche Theorie der

Induktion müsste allerdings, wie Verfasser ganz richtig bemerkt, das Kausalproblem in erste Linie rücken, und gewiss sind Hume's Untersuchungen für diese Richtung geradezu epochemachend gewesen. Aber den Hume'schen Resultaten konnte eine solche Theorie nur äusserst wenig Förderndes entnehmen. Und wenn Verfasser zum Schluss darauf hinweist, dass die Anregungen Hume's J. St. Mill zu seiner Theorie der Induktion geführt haben, so möchte er damit den Punkt richtig bezeichnet haben, in welchem die so oft gerügten Fehler der Mill'schen Theorie wurzeln. Auch „seine Theorie verfehlt schliesslich das Ziel“, da er sich von Hume nicht genügend frei zu machen vermochte.

VII. An der Hand einer sehr sorgfältigen Analyse beider Schriften unterwirft Verfasser die oftmals verhandelte Frage nach dem Verhältnis der beiden Hauptwerke Hume's einer erneuten Revision. Namentlich ist es wichtig, dass er auf die „Lehre von der Degeneration der Gewissheit aller Arten in blosser Wahrscheinlichkeit“, die eine der feinsten Ausführungen des Treatise ist, und die in der Inquiry vollständig fortgefallen ist, den grössten Wert legt. Die Bemerkung Seite 40 „was die Auffassung Hume's hierdurch an systematischer Durchbildung gewinnt, das geht ihr an Tiefe verloren“ möchte ich allerdings nur zur Hälfte unterschreiben. Gerade für den Impressionismus Hume's war die Lehre der Degenerierung solcher Erkenntnisse, die nicht wieder durch frische Impression gestärkt worden sind, ein notwendiger Bestandteil. Ihr Fortfallen in der Inquiry möchte sich am Einfachsten aus dem mehr populären Charakter der zweiten Schrift erklären. Unbedingt zu unterschreiben sind die Ausführungen über die verschiedene Behandlung der Wunder in Treatise und Inquiry; dagegen scheint der indirekte Beweis dafür, dass sich in der Inquiry „ein wenn auch nur geringer Ansatz zur Bildung eines Substanzbegriffes“ findet, nicht gelungen. Die Hauptstelle in der zwölften Sektion der „Inquiry“ über das „certain unknown something“ hinter den Perceptionen ist eben auch eine mehr populäre Redewendung, und die daran gefügte spöttische Bemerkung, dass kein Skeptiker es der Mühe für wert finden würde, darum einen Streit zu führen, sieht nicht danach aus, als ob Hume einen so wichtigen Begriff wie den der

Substanz auf diesen allzu luftigen Eckstein habe gründen wollen. Der grössere Wert des „Treatise“ der „Inquiry“ gegenüber wird auch durch diese Nachprüfung voll bestätigt.

Staats- und socialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von Gustav Schmoller. Zehnter Band. Zweites Heft. Berlin 1890.

W. HASBACH: Die allgemeinen philosophischen Grundlagen der von François Quesnay und Adam Smith begründeten politischen Oekonomie. VII. 177.

Nach einem Versuch, die Entwicklung des epikureischen und stoischen Naturrechts bis auf Locke zu schildern, dem das Bestreben die Einflüsse, die beide ausgeübt haben, allzu reinlich von einander zu sondern, erhebliche Schwierigkeiten entgegenstellt, (cf. die Aufsätze Dilthey's in dieser Zeitschrift, Band 4, 5, 6), wird bei Locke's Einbeziehung des Eigentums in das Gebiet des Naturrechtes, so mangelhaft diese Ableitung auch sein mag, der Punkt gefunden, an welchem sich im Anschluss an das Naturrecht die Theorien der klassischen Nationalökonomie ausbilden konnten. Die Abhängigkeit Quesnay's und der Physiokraten von Locke ist bekannt; die von Adam Smith wird durch einen gelungenen Versuch, seine Naturrechtslehre aus den Ueberresten seiner Vorträge und sonstiger Aeusserungen zu rekonstruieren, nachgewiesen. Ob bei dem starken Individualismus des Locke'schen Naturrechts die Charakterisierung seiner und seiner Schüler Anschauungen als „auf stoischen Grundlagen ruhend“ glücklich ist, mag allerdings bezweifelt werden. Bei der weitem Ausführung „des innern Zusammenhangs“ der politischen Oekonomie und der Ethik mit der „Philosophie — des siebzehnten Jahrhunderts“ erstaunen Seite 133 Aussprüche wie die, dass „Descartes' dauernde Bedeutung jedenfalls mehr in seinen mathematischen Errungenschaften, als in seiner Philosophie liegt“, dass unter den Stimmführern einer „wissenschaftlich gährenden Zeit, in deren Centrum die Mathematik steht“, auch Bacon angeführt wird und Aehnliches. Ein hübsches Beispiel für die vom Verfasser mit Recht hervorgehobene Doppelsinnigkeit des Wortes „Natur“ bietet fernerhin sein Ausspruch Seite 100, „dass Kant

der Moral neue wenn auch unnatürliche Bahnen“ gewiesen habe. Ein Urteil über diesen letzten Teil zu fällen, wäre unbillig, da der Verfasser ihn nur als Skizze betrachtet haben will.

Philosophische Studien. Herausgegeben von Wundt. Band VI, 4.

J. Schubert. Adam Smith's Moralphilosophie.

Ausgehend von dem Versuch Oncken's „Adam Smith und Immanuel Kant“, dessen zu weitgehende Parallelisierung beider Denker zurückgewiesen wird, geht Verfasser dazu über, das Verhältnis Hutcheson's zu Smith namentlich für die Bedeutung des moral sense darzustellen. Die Ergänzung der Nationalökonomie Smith's durch seine Ethik wird richtig dargestellt, besonders die halb ästhetischen Werturteile über Mode und Gewohnheit in ihrer Bedeutung für diese notwendige Vereinigung gut beleuchtet, andererseits aber auch das Schwankende in seiner Stellung zum Nützlichkeitsstandpunkt mit Recht betont. Wenn Schubert in seinem Eifer gegen Oncken sich zu einer Polemik gegen Kant hinreissen lässt, die in dem Satz, dass er sich „unter Kant's praktischer Vernunft nicht das Mindeste“ vorstellen könne, auf ihn selbst zurückschlägt, so mag dies mit der polemischen Tendenz des Aufsatzes entschuldigt werden.

Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft Jahrgang 46, Heft 4.

Feilbogen: Smith und Hume.

Gegenüber dem Bestreben, die nationalökonomischen Gedanken Smith's bei seinen Vorgängern als bereits vorhanden nachzuweisen, wendet sich F. in feinsinniger Ausführung gegen die Behauptung der Priorität Hume's, der hierfür vor Allem in Frage kommt. Er weist darauf hin, dass Hume gerade das fehlt, was das grosse Verdienst des „Wealth of Nations“ ausmacht, die mitunter einseitige Geschlossenheit des Standpunkts. Der Hinweis auf die Arbeit als verbildenden Faktor findet sich allerdings auch bei Hume. Aber es bedurfte eines selbständigen Geistes wie Smith es war, um diesen Gedanken zum Centrum eines geschlossenen Systems zu machen. Wie anders die überreichliche Gedankenfülle Hume's fortgebildet werden konnte, wird an dem Beispiel Turgot's nach-

gewiesen. Die nationalökonomischen Schriften Hume's wollen keine nationalökonomische Theorie geben, sondern über solche Themata, die wir heute der Nationalökonomie zuweisen würden, allgemein philosophische Betrachtungen anstellen. Dass diese Themata zur Zeit Hume's im Vordergrund des allgemeinen Interesses standen, wird durch eine Vergleichung mit Montesquieu einleuchtend. Entsprechend der leichten Form, in welche Hume seine Betrachtungen kleidet, versucht er weniger zu einem abschliessenden Resultat zu gelangen, als das „Que sais-je“ Montaigne's in immer neuen Formen zu variiren. Der rein formale Charakter des einzigen positiven Principis bei Hume, des „refinement“ (Culturfortschrittes) und sein Unterschied von der ganz positiven Vorstellung der Produktivität der nationalen Arbeit und ihrem Verhältnis zu Capital und Nachfrage bei Smith bildet den Schluss der lehrreichen Abhandlung.